

Vorwort

von Berthold Vogel

Das Vokabular sozialer Ungleichheit hat sich in den vergangenen Jahren markant verändert. Während die Fragen nach Klasse, Stand und Schicht bereits seit den frühen 1980er Jahren in den Hintergrund traten, verlor im vergangenen Jahrzehnt auch die Diskussion um soziale Lagen und Milieus an Präsenz. Seit rund einer Dekade machen andere, neue Signalwörter auf Ungleichheitserfahrungen und Verschiebungen im gesellschaftlichen Gefüge aufmerksam; Signalwörter, die durchaus in unterschiedliche Richtungen deuten. Die Rede ist von den Begriffen der Exklusion und Desintegration, der Verwundbarkeit und Prekarität. Mit diesen Begriffspaaren verbinden sich bestimmte Bilder des Sozialen. In der Diskussion um Exklusion und Desintegration geht es beispielsweise um Spaltungen zwischen einem Aussen und Innen der Gesellschaft. Teilhabemöglichkeiten am sozialen und wirtschaftlichen Leben rücken ins Zentrum gesellschaftswissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Dagegen werden in der Debatte um Verwundbarkeit und Prekarität ganz andere Bilder gesellschaftlicher Veränderung aufgerufen. Zonen der Unsicherheit und Erfahrungen der Unverbindlichkeit geben den Blick auf die Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit neuer sozialer Ungleichheiten frei. Ein fragmentarisches Sozialgefüge wird sichtbar, in dem die Grenzen zwischen Sicherheit und Ungewissheit, zwischen Zugehörigkeit und Ausschluss oder zwischen Chance und Risiko an Eindeutigkeit verlieren. Die klare Welt von Exklusionlagen steht in der Prekaritätsdebatte in Frage. Im neuen Vokabular sozialer Ungleichheit spiegeln sich daher auch die Kontroversen über die künftige Gestalt des Sozialen. Spaltet sich die Gesellschaft zwischen denjenigen, die dazugehören, und denen, die draussen bleiben? Oder haben wir es mit neuartigen Risiken und Fragmentierungen zu tun, die für prekäre Beschäftigungsverhältnisse sorgen, und die die Arbeits- und Lebenswelt vieler Erwerbstätiger verwundbar machen? Vieles spricht dafür, dass letzteres der Fall ist. Wir leben offensichtlich nicht in einer Zeit übersichtlicher Trennungen, sondern wachsender Grenzzonen, in denen Ambivalenzen und Spannungen dominieren.

Vor diesem Hintergrund hat der Begriff der Prekarität in den vergangenen Jahren eine bemerkenswerte Karriere absolviert. Drei zentrale Entwicklungsprozesse unterstützen diese Begriffskarriere. Denn in nahezu allen (west)europäischen Gesellschaften beobachten wir mit Blick auf die Gestalt der Arbeitswelt, auf die Form des Wohlfahrtsstaates und auf die Dynamik

sozialer Ungleichheiten durchaus gleichgerichtete Entwicklungen. Zunächst weist uns eine Vielzahl arbeitssoziologischer Studien auf die *Zersplitterung der Arbeitswelt* hin. Die Erwerbsarbeit zerfällt seit einigen Jahren mehr und mehr in eine nahezu unüberschaubare Vielfalt neuer Beschäftigungs- und Statusformen. Das Spektrum reicht hierbei von der Leih- oder Temporärarbeit über vielerlei Ausprägungen befristeter Tätigkeiten bis hin zur Praxis projektbezogener Arbeitsverhältnisse und Werkverträge. Lebensläufe und Berufskarrieren verlieren infolgedessen an Kontinuität und Stabilität. Verantwortung für diese Zersplitterung tragen die Strategien interner und externer Unternehmensflexibilisierung, aber auch rechtliche Ermöglichung und gezielter politischer Wille zur Neugestaltung der Arbeitswelt. Wir können Prekarisierung daher niemals nur alleine als einen ökonomischen Prozess beschreiben, denn wir treffen in diesem Kontext auf die systematische Neujustierung *wohlfahrtsstaatlicher Sicherungsleistungen und Ordnungsvorstellungen*. Diese Neujustierung folgt weitgehend Prämissen, die nicht nur zur Schwächung des Arbeitnehmerstatus beitragen, sondern die auch darauf zielen, durch ein Mehr an Unsicherheit, Ungewissheit und Unverbindlichkeit den Arbeitsmarkt zu „öffnen“ und Arbeitskräfte zu „aktivieren“. Die Rede ist dann vom „gewährleistenden Staat“, der auf Statussicherung verzichtet und keine ausgleichende Gesellschaftsgestaltung mehr zum Ziel hat. Die Politik des Wohlfahrtsstaates setzt verstärkt auf Grundsicherung, Sozialmanagement und Projektorientierung. Schliesslich haben sich auch die *Ansprüche und Bedürfnisse der Beschäftigten* grundlegend gewandelt – insbesondere im Bereich der mittleren und höheren Qualifikationen. Der Wunsch nach eigenständiger Gestaltung von Arbeitszeiten und Arbeitsinhalten hat erheblich an Gewicht gewonnen. Viele Soziologen sprechen in diesem Zusammenhang von einer zunehmenden Subjektivierung der Arbeit: Die professionellen Erwartungen an die Erwerbsarbeit wachsen und die Beschäftigungsorientierungen werden individueller. Zugleich schwindet in diesem Zusammenhang die Betriebsförmigkeit der Arbeit, die den zentralen Bezugspunkt für die Konstitution des individuellen wie kollektiven Arbeitsrechts bildet. Alles in allem verwandelt sich die Physiognomie der Erwerbsarbeit auf eine sehr grundlegende Art und Weise. Im Substanzbegriff der Prekarität bündelt sich diese ebenso komplizierte wie widersprüchliche Entwicklung. Kurzum, der Begriff der Prekarität ist etabliert und hat den engeren Kreis der soziologischen Fachdebatte längst verlassen.

In gewissem Sinne müssen wir daher davon sprechen, dass eine *erste Phase* der soziologischen Forschung und der sozialpolitischen Debatte um Gehalt und Struktur der Prekarität zum Abschluss gekommen ist. Wir können auf einen gesicherten Fundus an Kenntnissen über den Zuwachs instabiler und unverbindlicher sowie rechtlich unzureichend geschützter Arbeitsverhältnisse zurückgreifen. Zugleich verfügen wir über einen soliden Wissensstand bezüglich der Verfestigung gering entlohnter und biographisch wenig aussichts-

reicher Beschäftigung. Gerade mit Blick auf Fragen sozialer Ungleichheit ist zudem mittlerweile hinreichend dokumentiert, dass sich prekäre und brüchige Arbeitsverhältnisse in Bereiche der Hochqualifikation und in Zonen vormaliger Beschäftigungsstabilität ausdehnen. Die Prekarität hat sich wesentlich zu einem Problem für die fachqualifizierte und statusorientierte Mittelklasse entwickelt. Sie ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Vor dem Hintergrund dieses durchaus bemerkenswerten Kenntnisstandes betrieblicher, biographischer und sozialstruktureller Art steht nun eine *zweite Phase* soziologischer Prekaritätsforschung an. In dieser zweiten Phase kommen nun die Fragen konzeptioneller Vertiefung und empirischer Präzisierung ins Spiel.

Genau an diesem Übergangspunkt setzt die vorliegende Studie von Alessandro Pelizzari zu den „Dynamiken der Prekarisierung“ ein. Sie schliesst in gewissem Sinn die erste Phase der Prekaritätsforschung ab, indem sie uns noch einmal deren theoretische und empirische Grundlagen in Erinnerung ruft. Zugleich öffnet diese Studie aber auch die Tür für die angesprochene zweite Phase systematisierender Forschung. Denn Alessandro Pelizzari bilanziert nicht nur, er bringt die soziologische Debatte um Prekarität einen wichtigen Schritt voran. Ausgehend von der Entwicklung der Beschäftigungsbedingungen in der Schweiz, aber stets unter Einbezug internationaler Befunde zu unserem Thema, verfeinert er das konzeptionelle Instrumentarium der Prekaritätsforschung. Zugleich zeichnet er ein genaueres Bild prekärer Arbeitswelten und portraitiert auf der Grundlage offener Interviews auf sehr anschauliche Weise Prekaritätsmilieus. Auf diese Weise thematisiert die Studie systematisch die Erfahrungen mit und die Haltungen gegenüber prekären Beschäftigungsformen.

Für diese Arbeit der Vertiefung und Präzisierung, der Veranschaulichung und der Detaillierung werden verschiedene Instrumentarien in Anschlag gebracht. Ein zentraler Anhaltspunkt ist für Alessandro Pelizzari die Theorie der Segmentation des Arbeitsmarktes. Dadurch bleibt die Analyse nicht beim Befund der prekären Vervielfältigung der Arbeitswelt stehen, sondern die betrieblichen Strategien des Arbeitskräfteeinsatzes, aber auch die veränderten politischen und rechtlichen Konzepte der Gestaltung der Arbeitswelt erhalten eine präzisere Kontur. Die Eintrittsbedingungen in Betriebe, die Mobilitätsbarrieren in Berufsfeldern und auch die Schliessungsstrategien auf (fachlichen) Arbeitsmärkten treten als Antriebskräfte und Verursachungszusammenhänge prekärer Arbeitswelten hervor. Auf eine neue, innovative Phase soziologischer Forschung zum Thema ist schliesslich die Typisierung von Prekaritätsformen ausgerichtet. Alessandro Pelizzari unterscheidet hier zwischen notwendiger, transitorischer und avantgardistischer Prekarität. In dieser Typik spiegelt sich die Sozialstruktur der Prekarität, die soziale Ungleichverteilung ihrer Risiken, aber auch das Ungleichgewicht von Ressourcen, um mit Prekarität umgehen zu können. Orte und Milieus, Prozesse und Konflikte, Mentalitäten und Haltungen, Erwartungen und Ängste innerhalb des wei-

ten Feldes prekärer Beschäftigung werden sichtbar. Die Vorstellung, Prekari-
tät als *eine* Problemlage beschreiben zu können, wird grundlegend demen-
tiert. Zu viel Bewegung ist hier im Spiel. Im Prekaritätsfeld entwickelt sich
vielmehr eine eigene Zeitordnung und Konfliktstruktur, die über die Fragen
nach Substanz und Status weit hinausgehen. Die Studie von Alessandro Pe-
lizzari zeigt uns daher sehr deutlich die Beweglichkeit und Dynamik der Pre-
karisierung, aber auch die scharfen Konturen neuer Ungleichheiten und die
raue Wirklichkeit sozialer Abgrenzungs- und Positionskämpfe in einer Ar-
beitswelt, deren Stabilität in vielerlei Hinsicht in Frage steht.

Schliesslich scheut Alessandro Pelizzari auch die gesellschaftspolitische
Stellungnahme nicht. Sichtbar wird entlang seiner Analyse der „Dynamiken
der Prekarisierung“ die Vorstellung einer anderen Ordnung des Erwerbsle-
bens, in der sich die Bedürfnisse der Arbeitenden nicht alleine betrieblichen
Verwertungsimperativen zu unterwerfen haben, und in der die Logik der un-
bedingten Anpassungsbereitschaft an sich rasch verändernde Arbeitsmarkt-
strukturen durchbrochen wird. Auf diese Weise kehrt mit dieser Studie auch
wieder die Vorstellung von einer kritischen Soziologie der Erwerbsarbeit in
die gesellschaftswissenschaftliche Debatte zurück. Sehr zu Recht mahnte der
Göttinger Arbeitssoziologe Michael Schumann vor Jahren eine Renaissance
kritischer Arbeitsforschung an. Die Studie von Alessandro Pelizzari zeigt die
Richtung, in der sich eine solche notwendige Neubegründung kritischer Ar-
beitssoziologie bewegen kann.

Einleitung

Denn die einen sind im Dunkeln.

Und die andern sind im Licht.

Und man siehet die im Lichte.

Die im Dunkeln sieht man nicht.

Macheath in Bertolt Brechts Dreigroschenoper

Da war sie wieder, die Vollbeschäftigung! Nachdem sich die Anzahl Arbeitsloser in der Schweiz seit Anfang der 1990er Jahren von rund 20.000 auf knapp 200.000 verzehnfacht hatte, um sich dauerhaft bei rund 150.000 zu stabilisieren, gaben die am Ende des ersten Semesters 2007 erfassten Arbeitsmarktindikatoren wieder (kurzen) Anlass zur Freude: Keine 2,5 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung waren noch als Arbeitslose eingeschrieben (Seco 2007). Die Phase der „Normalisierung“, d.h. der Angleichung des schweizerischen Arbeitsmarktes an die Realität der europäischen Massenarbeitslosigkeit, schien nach anderthalb „verlorenen“ Jahrzehnten abgeschlossen zu sein. Die Schweiz war wieder jener arbeitsmarktlicher „Sonderfall“ (vgl. Straubhaar, Werner 2003), zu dem sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt hatte.

Waren wir also noch einmal mit einem blauen Auge davon gekommen? Ein etwas genauerer Blick auf die Arbeitsmarktstatistiken, auch vor dem Ausbruch der jüngsten Wirtschaftskrise, lässt einen anderen Schluss zu: Unter dem Druck der Erwerbslosigkeit haben tief greifende Umwälzungen der letzten 15 Jahre auf dem Arbeitsmarkt ihre Spuren hinterlassen. Die Kerne so genannt „normaler“, stabiler Vollzeitbeschäftigung unterliegen einem langsamen, aber unaufhaltsamen Schrumpfungsprozess, und ihnen steht eine beträchtliche Zahl Langzeitarbeitsloser, Ausgesteuerter und anderer sozialstaatlich Unterstützter gegenüber, deren Anzahl sich auch durch die Erholung des Arbeitsmarktes kaum komprimieren lässt. Dazwischen öffnet sich ein Graubereich von Erwerbsverhältnissen, in denen atypisch Beschäftigte, Working Poor und Erwerbslose zwischen Kurzeinsätzen, Arbeitslosenversicherung und Sozialhilfe hin und her pendeln. Diese Arbeitsverhältnisse bieten zwar eine (temporäre) Beschäftigung, sind aber gleichzeitig von deutlichen Anzeichen der Unsicherheit, von Prekarität, gekennzeichnet.

Zwei französische Soziologen haben sich in ihren Alterswerken prominent mit diesen gesellschaftlichen Transformationsprozessen befasst und damit den massgeblichen intellektuellen Anstoss für diese Studie geliefert. Auf der einen Seite zeichnet Robert Castel in seiner sozialhistorischen Aufarbeitung

der „Metamorphosen der sozialen Frage“ (Castel 2000) die Herausbildung einer breiten „Zone der Verwundbarkeit“ nach, die sich von der „Zone der Integration“ mit geschützten Normarbeitsverhältnissen, aber auch von der „Zone der Exklusion“, in der sich die „Entbehrlichen“ der Arbeitsgesellschaft befinden, unterscheidet.

Im Anschluss an diese Idee eines dreigeteilten Arbeitsmarktes entstand im Rahmen des Forschungsprojektes „Normalarbeitsverhältnis und atypische Erwerbsformen – Integrations- und Ausschlusswirkungen des Arbeitsrechts“ des Nationalen Forschungsprogramms NFP 51 „Integration und Ausschluss“¹ das dieser Studie zugrunde liegende Teilprojekt, welches sich die Aufgabe stellte, der Frage nachzugehen, ob atypische Erwerbsverhältnisse in dieser „Zone der Verwundbarkeit“ eine Brücke in stabilere Beschäftigung bieten, oder ob sie im Gegenteil längerfristig Ausschlusskarrieren in Gang setzen: Wie gestalten sich die Übergänge zwischen den verschiedenen Erwerbsformen? Sind sie fließend oder lassen sich hier Barrieren identifizieren? Zeichnet sich hier eine Verfestigung prekärer Arbeitsmarktlagen ab bzw. ist von einer dauerhaften Segmentierung der Erwerbsformen auszugehen?

Entscheidend beeinflusst und weiterentwickelt wurden diese Fragestellungen auf der anderen Seite durch die Mitarbeit an einer parallel laufenden Studie, die zwischen Januar 2002 und Herbst 2004 von einer Gruppe von rund 30 Forscherinnen und Forschern aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands und der Schweiz durchgeführt wurde. Dabei ging es darum, den von Pierre Bourdieu entwickelten Forschungsansatz auf den deutschen Kontext zu übertragen². Publiziert unter dem Titel „Das Elend der Welt“ (Bourdieu et al. 1997), verfolgte seine Untersuchung das Ziel, die durch gesellschaftliche und arbeitsmarktliche Umwerfungen ausgelösten Erschütterungen hergebrachter Muster biografischer Entwürfe und Erfahrungen des „Leidens an der Gesellschaft“ wissenschaftlich zugänglich zu machen. Seine Schlussfolgerungen fasste Bourdieu als zeitdiagnostische Aussagen über die zunehmende Prekarisierung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse zusammen, welche er bezeichnete als „eine gesellschaftliche Tendenz zur Verallgemeinerung sozialer Unsicherheit, deren Ursprung im ökonomischen und Erwerbssystem der Gesellschaft zu verorten ist“ (zit. in Brinkmann et al. 2006, 8).

Entsprechend wurde das ursprüngliche Forschungsinteresse dieser Arbeit daraufhin ergänzt, die Auswirkungen der Ausweitung prekärer Erwerbsarbeit auf die soziale Ungleichheitsstruktur und die subjektive Erfahrungsebene der Betroffenen in die Analyse mit einzubeziehen. Die Untersuchung der Art und Weise, wie sich die Beschäftigten prekäre Erwerbsverhältnisse aneignen und

¹ Es handelte sich um ein Kooperationsprojekt der Universität Fribourg, Departement Sozialarbeit und Sozialpolitik, und der Zürcher Hochschule Winterthur, Zentrum für Arbeits- und Sozialversicherungsrecht, das von Peter Böhringer (ZHW) und Michael Nollert (Uni FR) geleitet und im Winter 2006 abgeschlossen wurde.

² Die Studie wurde inzwischen publiziert. Vgl. Schultheis, Schulz 2005.

deuten, so die Annahme, sollte nicht nur erlauben, Antworten über das Integrations- oder Exklusionspotenzial prekärer Erwerbsarbeit zu finden, sondern darüber hinaus aufzuzeigen, wie zwischen den einzelnen Erwerbsgruppen zahlreiche Wechselwirkungen und paradoxe und zum Teil gegenläufige Bewältigungsmuster bestehen, die ungleichheitsverstärkend auf die Sozialstruktur zurückwirken.

Diese klassentheoretische Ergänzung der ursprünglichen Fragestellung nach den Auf- und Abstiegskarrieren von prekär Beschäftigten ergab sich auch aus den Erfahrungen des Forschungsprozesses selbst, bei dem es im Sinne von Max Horkheimers theoriegeleitetem Verständnis empirischer Arbeit nie darum gehen kann, eine theoretische Leitfrage im konventionellen Sinn zu „überprüfen“, sondern die theoretischen Thesen „anhand der feinsten wissenschaftlichen Methoden zu verfolgen, die Fragen im Verlauf der Arbeit am Gegenstand umzuformulieren, zu präzisieren, neue Methoden zu ersinnen und doch das Allgemeine nicht aus den Augen zu verlieren“ (zit. in Mutz et al., 10). Tatsächlich wurde im Verlauf der „Arbeit am Gegenstand“ deutlich, dass dieser mehr enthält, als die Theorie in ihr vermutet hatte; er hält andere Überraschungen bereit und zwingt daher laufend zur Umformulierung der Fragen und zu theoretischen Akzentverschiebungen. So wurden sowohl der Zugang zum Forschungsobjekt wie auch die Methodenwahl geprägt durch die in den letzten Monaten der Untersuchung erfolgte Verbindung zwischen der wissenschaftlichen Aktivität und meinem neuen beruflichen Aufgabenfeld als Gewerkschaftssekretär, durch die ich tagtäglich mit einer Vielzahl verschiedener Lebenswelten prekär Beschäftigter, deren Destrukturierung und den Problemen ihrer politisch-gewerkschaftlichen Repräsentation konfrontiert wurde.

Methodisch ergab sich daraus die Konsequenz, mittels qualitativer Interviews zu untersuchen, wie prekär Beschäftigte ihre sozialstrukturell vorgegebenen Handlungsoptionen und -einschränkungen wahrnehmen und deuten, welche Handlungsziele sie unter diesen Bedingungen entwickeln und welche Mittel sie zu Erreichung dieser Ziele einsetzen. Forschungsleitend war dabei die theoretische Haltung, nicht „nur“ – in Anlehnung an Mackie Messers Schlussstrophe aus Brechts Dreigroschenoper – jene Ausgeschlossenen ins Licht zu rücken, die normalerweise im Schatten der gängigen Arbeitsmarktforschung ihr Dasein fristen, sondern den Lichtkegel des soziologischen Interesses von den Randlagen der Sozialstruktur auf die prekarierten Arbeitsverhältnisse in der regulierten Lohnabhängigkeit des „Zentrums“ der Erwerbsgesellschaft, das heisst auf die Auswirkungen der Verunsicherung der Erwerbsverhältnisse auf die arbeitsmarktlichen Konkurrenz- und Klassifizierungskämpfe gesellschaftlicher Gruppen und deren Anpassungs-, Bewältigungs- und Umstellungsstrategien in einem geteilten Arbeitsmarkt zu richten. Diese Haltung impliziert, die Betroffenen nicht nur als passive Opfer zu sehen, die quasi automatisch auf die gewandelten Arbeitsmarktanforderungen

reagieren müssen, sondern als aktive Akteure mit eigenen Strategien und Handlungsmöglichkeiten, die das gesellschaftliche und politische Kräftefeld auch bewegen können.

Dieses Forschungsvorhaben hätte ohne die vorbehaltlose Unterstützung einer Vielzahl von Menschen nicht realisiert werden können. Zu nennen sind allen voran meine Eltern, denen meine bewegte Studienzeit, die stets die Schwelle zum gesellschaftspolitischen Engagement überschritt, einiges an Vertrauen und Geduld abverlangte, und die dennoch nie daran zweifelten, dass diese Reise eines Tages zum Ziel kommen würde. Katja Boller gilt meine besondere Dankbarkeit dafür, dass sie mir stets jenen Halt zuteil kommen liess, ohne den ich nicht die Kraft gefunden hätte, die Niederschrift dieser Arbeit zwischen Abendsitzungen, Demonstrationen und durchgearbeiteten Wochenenden zu einem Abschluss zu bringen. Immer als Diskussionspartner zur Seite standen mir mein Doktorvater Franz Schultheis sowie meine ehemaligen Kolleginnen und Kollegen des Departements Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Freiburg – ihnen sei an dieser Stelle für die anregenden und unvergesslichen Jahre gedankt, die ich im akademischen Betrieb verbringen konnte und für ihre Ermunterung bei meiner Entscheid, den Schritt in die Gewerkschaftsbewegung zu wagen.

Die Abschlussarbeiten an dieser Studie fielen somit mit dem Beginn eines neuen Lebensabschnitts zusammen; die Erfahrungen, die ich durch meine neuen Kolleginnen und Kollegen der Gewerkschaft Unia gewinnen konnte, haben meinen Blick auf prekäre Arbeitslagen „vom Feld“ aus entscheidend geprägt. Ihnen sei für dafür herzlich gedankt. Zu Dank verpflichtet bin ich auch Chantal Magnin, Malte Meyer, Tim Mücke und Sebastian Schief, die sich die Mühe genommen haben, das Manuskript auf Inkohärenzen und andere Widersinnigkeiten hin abzuklopfen. Ohne die Teilnahme der 38 Interviewpartnerinnen und -partner schliesslich, die mir Einblick in ihre alltagsweltliche Bewältigung von Unsicherheit gewährten, wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Ihnen allen, sowie jenen Menschen und Institutionen, die mir bei der Kontaktaufnahme geholfen haben – Sozialämter, Hilfswerke, Gewerkschaften, Arbeitsvermittlungszentren usw. –, gilt mein Dank und die Hoffnung, dass diese Studie einen bescheidenen Beitrag leiste, etwas mehr Licht in die Realität des täglichen Kampfes um Würde zu bringen.